

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

8.11.1931 (No. 45)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 45



8. Nov. 1931

Karl Fees / Hegel in Heidelberg

I.

Unter den zahlreichen Gedenktafeln an den alten Häusern der Universitätsstadt Heidelberg ist keine, welche an das Leben und Wirken Georg Friedrich Wilhelm Hegels in Heidelberg erinnert. Dieser größte Philosoph des vergangenen Jahrhunderts hat vom Herbst 1816 bis zum Herbst 1818 in Heidelberg gewohnt und an der Universität vom Wintersemester 1816/17 bis zum Sommersemester 1818 als akademischer Lehrer an der philosophischen Fakultät gewirkt. In Heidelberg ist Hegels erste große zusammenfassende Publikation: die „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse“ im Verlag der August Schwab'schen Universitätsbuchhandlung im Jahre 1817 erschienen. In seinen Heidelberger Vorlesungen hat Hegel bereits die Vorarbeiten zu seiner philosophischen Hauptleistung, der Staats- und Rechtsphilosophie geschaffen. Bevor wir uns der Betrachtung dieser staats- und rechtsphilosophischen Vorlesungen zuwenden, sind bei der Wichtigkeit des Heidelberger Aufenthaltes für Hegel und die deutsche Philosophie einige biographische Notizen über diese bisher zu wenig beachtete Periode angebracht. Aus den süddeutschen Staaten, welche zu Beginn des 19. Jahrhunderts infolge der politischen Verhältnisse unter dem Einflusse des französischen Geistes standen, führte Hegels Lebensweg nach Preußen. Wie eine Atempause auf diesem Wege erscheint der Aufenthalt und die Wirksamkeit Hegels in dem romantischen Heidelberg. Nach der Habilitation in Jena war Hegel seit dem Jahre 1816 Rektor des Regidienngymnasiums zu Nürnberg. Wenn auch mit der Stellung des Rektors des Gymnasiums der philosophische Unterricht verbunden war, so sehnte sich doch Hegel nach der freieren Tätigkeit des akademischen Lehrers. Fast zur gleichen Zeit führte Hegel im Jahre 1816 Verhandlungen wegen eines philosophischen Lehrstuhles an den Universitäten zu Erlangen, Heidelberg und Berlin. Im August 1816 erfolgte die endgültige Berufung Hegels nach Heidelberg. Besondere Verdienste um die Berufung Hegels erwarb sich der damalige Rektor der Universität und Professor der Theologie Daub. Hegels Briefwechsel mit Daub gibt einen guten Einblick in die grundsätzlichen und vor allem in die mannigfachen materiellen Bedenken, welche überwunden werden mußten. Der Gehalt eines Philosophieprofessors war von der badiischen Regierung auf 1300 Gulden, 9 Malter Korn und 9 Malter Spelz festgesetzt, während Hegels Gehalt in Nürnberg sich auf 1500 Fl. belief. Nachdem sich auf Daubs Vorschlag die Regierung mit der Erhöhung des Gehalts auf 1500 Fl. einverstanden erklärt hatte, waren die ökonomischen Schwierigkeiten beseitigt. Am 19. Oktober 1816 reiste Hegel, der bei Antritt seiner Professur im 47. Lebensjahr stand, über Würzburg nach Heidelberg. Von der Schönheit der Natur in und um Heidelberg war Hegel entzückt; seine Wohnung befand sich in der Friedrichstraße, welche damals zur Vorstadt zählte, wenn man von der Hauptstraße aus der eigentlichen Stadt kommend links einbiegt nach dem Niesenstein hinaus, das letzte Haus rechts. Hier stand Hegel — so berichtet Karl Rosenkranz in dem 1844 erschienenen „Leben G. W. F. Hegels“ — oft am Fenster, auf die im Duft schwimmenden Berge und Kautaniemwälder hinblickend, in sokratisches Sinnen verloren — während die Masse der Studenten ihn deshalb nicht für besonders fleißig hielt. Die akademische Tätigkeit in Heidelberg befriedigte Hegel auf die Dauer nicht. Der Berliner Sand, so meinte er selbst, sei für seine Philosophie eine empfänglichere Sphäre als Heidelbergs romantische Umgebung. So kam es, daß Hegel der Aufforderung des preussischen Ministers

Altenstein entsprach und den Ruf nach Berlin auf den verwaisten Lehrstuhl Sichtes annahm. Im Herbst 1818 verließ Hegel Heidelberg.

Hegel war als akademischer Lehrer von großem Fleiße. Am 28. Oktober 1816 begann er seine Vorlesungen. Nach der „Anzeige der Vorlesungen, welche auf der Großherzoglich Badischen Kurfürstlich-Karolinischen Universität zu Heidelberg gehalten werden sollen“, ist unter „V. zur philosophischen Fakultät gehörige Lehrfächer: A. Philosophische Wissenschaften“ Professor Hegel mit folgenden Vorlesungen zu finden:

im Winter-Semester 1816/1817:

Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften (4 Stunden).

Geschichte der Philosophie (6 Stunden).

Im Sommer-Semester 1817:

Logik und Metaphysik (6 Stunden).

Anthropologie und Psychologie (6 Stunden).

Ästhetik (5 Stunden).

Im Winter-Semester 1817/1818:

Geschichte der Philosophie (6 Stunden).

Naturrecht und Staatswissenschaft (6 Stunden).

Im Sommer-Semester 1818:

Philosophie in ihrem gesamten systematischen Umfang (6 Std.).

Ästhetik (5 Stunden).

Der Besuch der Vorlesungen ließ anfangs zu wünschen übrig. Hegel schreibt darüber am 29. Oktober 1816: „Gestern habe ich meine Vorlesungen angefangen, aber freilich sieht es mit der Zahl der Zuhörer nicht so glänzend aus, als man vorgestellt und vorgegemacht hatte. Ich war darüber wenn nicht perplex und ungeduldig, doch verwundert, es nicht so zu finden, als man gemacht hatte. In einem Collegium hatte ich nur 4 Zuhörer.“ Trotz seines äußerlich nicht leicht ansprechenden Vortrages war Hegel wegen der Originalität seines ganzen Wesens bald ein beliebter Lehrer, dessen Zuhörerzahl bald 20 und mehr betrug.

Neben der akademischen Lehrtätigkeit übernahm Hegel die Redaktion der philosophischen und philologischen Abteilung der Heidelberger Jahrbücher für Literatur. In den Jahrbüchern steuerte Hegel selbst zwei wertvolle Aufsätze bei. Im Jahrgang 1817 Nr. 1 und 2 gab er eine ausgezeichnete kritische Anzeige der sämtlichen Werke Jakobis; dieser Artikel hatte einen Besuch Jakobis bei Hegel zur Folge. Auch Jakobis' poetischer Verehrer Jean Paul kam im Sommer 1818, um Hegel zu besuchen, nach Heidelberg. In den Nr. 66—68 und 73—77 veröffentlichte Hegel eine Kritik „über die im Druck erschienenen Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Württemberg im Jahre 1815 und 1816“. In dieser Kritik, durch welche Hegel sich ebenso viele Freunde unter dem Volke wie Feinde unter den Aristokraten machte, führte Hegel aus, daß die Württemberger Landstände gerade das Umgekehrte von dem getan hätten, was die französische Revolution wollte, einen Staat aus der Vernunft heraus zu schaffen; sie hätten vielmehr nur für das historische Sinn, gleich viel, ob es vernünftig oder unvernünftig sei. Diese Kritik, welche zugleich einen interessanten Beitrag zur kritischen Betrachtung der historischen Rechtsschule darstellt, wurde als besonderer Abdruck zu politischen Zwecken in Württemberg verbreitet. Auf die in Heidelberg im Jahre 1817 erschienene Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften werden wir im folgenden bei der Betrachtung von Hegels rechtsphilosophischen Vorlesungen zu sprechen kommen.

Wolf Ley / Die badische Brigade im Feldzug gegen Rußland 1812

(Nach den Briefen und Aufzeichnungen des damaligen Capitains von Zech vom 1. Infanterie-Regiment Großherzog.)

III. (Schluß.)

„Die einbrechende Dunkelheit nötigte den Feind, das Gefecht abzubrechen. Die Truppen des 9. Corps bivouaquierten auf dem Schlachtfeld. Der Verlust war sehr beträchtlich. Die badische Brigade hatte 28 Officiere tot oder blessiert, unter Letzteren den General Lingg. Der Graf Wilhelm übernahm nach dem Gefecht das Commando über die gesamte Infanterie. Von den bergischen Truppen meldete sich der Oberst Gentil noch mit 60 Mann.“ Noch knapp 900 Badener und einige hundert Polen waren unter den Waffen. „Gegen Mitternacht ließ der Marschall die größere Brücke durch eine Grenadiercompagnie des Leibregiments unter Capitain von Zech besetzen, um sie für den Uebergang des Corps frey zu machen. Die Artillerie bedurfte zu ihrem Uebergang einer weit längeren Zeit als nötig, da die Trainsoldaten jeden Augenblick durch Pferde und Wagen, welche sich dazwischen drängten, abgeschnitten wurden. Trotzdem gelang es der Wache mit unglaublicher Anstrengung, die Brücke über 4 Stunden gegen das Andrängen der Menge frey zu halten. Ungefähr gegen 3 Uhr morgens kamen die letzten Munitionswagen auf das andere Ufer. Die badische Brigade war schon um 1 Uhr in Bewegung gesetzt, aber an die kleinere, schon nicht mehr brauchbare Brücke geführt worden, und mußte sich nun bis zu der größeren durch die Masse der zertrümmerten Fuhrwerke, getödeten oder verwundeten Menschen und Pferde, die übereinander lagen, in der Dunkelheit Mann für Mann durcharbeiten. Nach etwa einer Stunde besand sich die Brigade auf dem rechten Ufer. Ihr folgten die Reste der bergischen Truppen und die Division Girard, welche sodann die Brücke zerstörte.“ Der größte Teil der Bagage und Beute, darunter auch der Troß der badischen Regimenter, und Tausende von Verwundeten, Kranken und Versprengten blieben hilflos auf dem geräumten Ufer zurück und fielen den Russen in die Hände.

Die letzte Ordnung der fliehenden Armee hatte sich gelöst. In wüstem Haufen suchten an 60 000 unbewaffnete, halb verhungerte und nur noch mit Lumpen bedeckte Jammergestalten ihr elendes Leben zu retten. Täglich blieben Hunderte liegen, eine Beute der Kälte und der Kosaken. Wen diese verschonten, den fraßen die Wölfe. Nur wenige Formationen blieben noch geschlossen unter den Waffen. Die Reste der Badener gehörten zu diesen rühmlichen Ausnahmen. Noch am 2. und 4. Dezember schlugen sie sich in Nachhutgefechten mit gewohnter Tapferkeit. „Am 4. Dezember wurde morgens um 3 Uhr nach Malodeczno aufgebrochen. Vom Leibregiment war ein Piquet von 1 Unterofficier und 15 Mann in der Nacht erfroren. Alle blieben auf der Stelle liegen, wohin sie der Dienst gerufen hatte. Am Nachmittag gegen 2 griff der Feind das Schloß Malodeczno an. Die Menge der Tirailleurs und ihre vorteilhafte Aufstellung im Garten, welcher durch die hohen Baumwände ihre Schwäche verbergte, mögen den Feind abgehalten haben, einen nachdrücklichen Angriff zu unternehmen, dessen Erfolg nicht zweifelhaft gewesen wäre, da das 9. Corps nicht einmal mehr die Stärke eines Regiments hatte. Gegen Abend wurde der Mangel an Munition so groß, daß nach dem Gefecht kaum noch 10 Patronen auf den Mann vorhanden waren. Bei

Einbruch der Dunkelheit brach der Feind das Gefecht ab. Während die diesseitigen Tirailleurs ebenfalls eingezogen wurden, hatten die feindlichen Truppen eine zugefrorene Stelle über den Schloßgraben gefunden, stürzten sich auf den rechten Flügel und drangen bis in den Garten. Graf Wilhelm ließ das Leibregiment sich schnell zum Bajonettangriff formieren. Die vortreffliche Stimmung, welche sie dabei an den Tag legte, bewährte auf schöne Weise die Ausdauer und moralische Kraft dieser Truppe. In einem Augenblick war der Feind aus dem Garten hinausgeworfen.“ Das war die letzte Gefechts-handlung der badischen Brigade. „Der General machte am Abend dem Marschall die Meldung, daß seine Brigade bey dem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln und Munition nicht mehr in der Lage sey, sich bey den fortwährenden Arrieregarden-Gefechten mit dem gleichen Erfolg wie bisher zu schlagen, und daß er abgelöst werden müsse. Vom Fürsten von Wagram kam abschlägige Antwort, jedoch die Zusicherung, daß die Truppen den folgenden Tag eine Anstheilung an Zwiebad und Branntwein erhalten würden. Zugleich ließ der Kaiser seine Zufriedenheit zu erkennen geben. Die Regimenter wurden in Bataillons formiert, deren jedes noch zwischen 180 und 200 Mann unter den Fahnen hatte.“

Der grimmigen Kälte der nächsten Nächte fiel auch dieses letzte Häufchen zum Opfer. „Als am Morgen des 7. das Signal zum Aufstellen gegeben wurde, da sammelten sich von der badischen Brigade, welche mit mehr als 500 Mann abends eingerückt war, kaum noch 50 um ihre Fahnen.“ Nur die Reste der beiden Grenadiercompagnien des Leibregiments unter Führung v. Zechs wurden durch einen Zufall erhalten. Die Trümmer fanden sich am 8. und 9. Dezember in Wilna zusammen. Doch da waren die letzten Kräfte zu Ende, fast alle fielen krank oder verwundet dem Gegner in die Hände. Unter ihnen auch Zech, der später in Pensa, wohin die kriegsgefangenen badischen Offiziere verschickt worden waren, eine in ihrer Lebendigkeit schauerliche Schilderung dieser letzten Tage des Rückzuges verfaßt hat. (Dieser Bericht ist erhalten und wird nächstens an dieser Stelle erscheinen.)

Graf Wilhelm mit nur noch wenigen marschfähigen Leuten konnte sich der Gefangenschaft entziehen. „Am 18. Februar 1813 trafen die an der Weichsel gesammelten Reste der Brigade, 336 Mann stark, in Carlsruhe ein. Es waren hierunter noch 20 Bewaffnete mit sämtlichen Fahnen, von denen keine verloren gegangen war.“

73 Offiziere und rund 6000 Mann hatte die Kriegsjurie verschlungen, doch nur 7 Offiziere und wenige hundert Mann fanden den Tod auf dem Schlachtfelde. Hunger, Krankheit und Kälte rafften die übrigen hinweg. „Die Anzahl der wieder ins Vaterland Zurückgekehrten kann höchstens zu 1500 Mann angenommen werden. Sie gehörten zum größten Theil zu der in den Spitalern diesseits des Rheins zurückgelassenen Mannschaft und hatten den Feldzug nicht mitgemacht. Wenige nur waren aus der Gefangenschaft zurückgekehrt. Die meisten waren so krank und elend, daß sie mit Abschied entlassen werden mußten.“

Reinhold Siegrist

Scheffels Romanentwurf „Irene von Spilimberg“

Der bekannte Heidelberger Germanist und Vorsitzende des Deutschen Scheffelbundes e. V., Prof. Dr. Friedrich Panzer, hat im Jahre 1930 als Mitgliebergabe für den Deutschen Scheffelbund den Roman-Entwurf „Irene von Spilimberg“ aus dem Nachlaß des Dichters zum ersten Male veröffentlicht. Damals hatte Panzer den sechs abgedruckten Kapiteln des Entwurfs lediglich eine knappe Einleitung mitgegeben, die das unvollendete Werk biographisch dem Lebenswerk Scheffels einordnete, über den Gesamtplan, das Maß der Ausführung und die Quellen des Romans aber nur notwendige Andeutungen brachte.

Jetzt legt der Gelehrte in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften eine umfassende Darstellung der Ergebnisse seines eingehenden Studiums des auf Irene bezüglichen Nachlasses vor *).

Auf Grund von Skizzen und Entwürfen ist es Panzer gelungen, weit über die in ausgeführter Niederschrift auf uns gekommenen Kapitel Handlung und Charakteristik der Personen bis nahe ans Ende des Romans vorzuführen. Panzer stellt den Verlauf der Handlung folgendermaßen dar: Siegfried von Rodenstein schickt seiner Mutter Juenda, der er schon lange keine Kunde mehr gegeben, nach dem Edelhause von Fränkisch Culmbach die

*) Scheffels Romanentwurf „Irene von Spilimberg“ von Friedrich Panzer, im Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Jahrgang 1930/31. 6. Abhandlung, Heidelberg 1931, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Preis 2.80 RM. 54 S. 2 Baff.

Aufzeichnung der leidvollen Erlebnisse, die ihm in den letzten Jahren beschert waren. Er schreibt sie nieder in dem festen Hause Campalto, das er als Gast seines venezianischen Freundes Messer Gian Maria Verbizotti bewohnt.

Der Schreiber des „Gedenkbuches“ deutet nur an, wie er als unbärtiger Student den Wittenberger Hörsälen den Rücken gekehrt, um im Gefolge des Feldobersten Sebastian Schärtlin von Burtenbach den Schmalkaldischen Krieg mitzumachen, wie er nach seinem unglücklichen Ausgang in Frankreich Dienste genommen, 1552 unter Moriz von Sachsen wieder ein Fähnlein gegen den Kaiser geführt, nach des Herzogs Tode abermals gen Frankreich entwichen und schließlich da bleiben müssen, weil man vergessen hatte, seinen Namen in den kaiserlichen Amnestiebrief aufzunehmen, den Schärtlin für sich und seine Leute beim Kaiser erwirkt.

So lag er — und hier beginnt die ausgeführte Erzählung — zu Ende des Jahres 1553 mit seinem Kriegsgesellen, dem Tiroler Hans Lautenschlager, der auch den einstigen Bergmannsberuf mit dem Soldatenstande vertauscht, und seinem Reiterjungen, Klein Heinzlein aus Reichenbach im Odenwald, in einer Herberge in Lyon. Hier lernt er einst Herrn Gottfried Beraglio kennen, Presdiger der Waldensergemeinde in dem piemontesischen Alpentale von Angrogna, und befreundet sich rasch mit dem Manne, dessen religiöse Ueberzeugungen er den eigenen nächst verwandt findet. Mit seinen Genossen entführt er die Nichte des Pfarrherrn aus einem Kloster, dahin man sie gewaltsam gebracht, um sie im katholischen Glauben zu erziehen. Er reitet mit der Befreiten und ihrem Oheim ins Angrognatal und findet solchen Gefallen am reinen

und stillen Leben der Gemeinde und der weltfernen Stille des Hochtales, daß er dort zu bleiben beschließt. Er wird in die Gemeinde aufgenommen und baut sich ein Haus. Am selben Sonntagmorgen aber, da er das Haus mit den Glaubensbrüdern für den Einzug zu weihen geschäftig ist, brechen die Truppen der Inquisitionsbefehle von Turin auf steilen Bergpfaden ins Tal. Die Gemeinde stellt sich zum Kampfe und unterliegt. Der Pfarrer wird gefangen, seine Nichte getötet; das neue Haus geht in Flammen auf. Der Rodensteiner wird, schwer verwundet, von den alten Kameraden über hohe Alpenpässe geflüchtet.

Lautenschlager bringt ihn zu einer Sennhütte am kleinen Nembiasee in den Tridentiner Alpen, die er von einer Verwandten geerbt hat. Dort leben die drei lange in wilder Berg einsamkeit, bis sie vom Castellano von Arco aufgespürt und wegen unbefugten Jagens verfolgt wurden. Sie weichen, und da ihnen inzwischen alle Mittel völlig ausgegangen sind, überfallen sie im Sarccatal einen durchreisenden Bischof und nehmen ihm den wohlgefüllten Geldsack ab. Ueber Verona und Padua gelangen sie nach Venedig, wo sie sich zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem einzuschiffen gedenken. Als sie auf einer Barke in die Lagunen einrudern, antwortet ihrem deutschen Viede aus benachbarter Barke eine deutsche Kefle. Sie sehen einen hageren Mann gelehrtenhaften Aussehens in jenem Schiffe, dem im selben Augenblick ein Windstoß vor ihm ausgebreitete Pergamentblätter ins Meer wirft. Er springt ihnen nach, erhascht noch ein paar Blätter mit den Zähnen und wird vom Rodensteiner und seinen Gefellen in ihr Schiff aufgenommen. Dort stimmt er einen beweglichen Klagegesang an über den Reid der Götter, die ihm den Kommentar zu einer antiken Dichtung einführt haben, der seinen Ruhm begründen sollte. Hier bricht die Handschrift ab.

Soweit reicht auch der Abdruck des Entwurfs in der Reihe der Veröffentlichungen des Deutschen Schefelbundes. Der weitere Verlauf aber war zu erschließen aus den Vorarbeiten und Studien Schefels, aus einer Fülle von Notizen und Skizzen, die das Schefel-Archiv bewahrt. Panzer ist zu folgendem Ergebnis gekommen:

In Venedig gibt Ritter Siegfried von Rodenstein den Plan einer Pilgerreise nach Jerusalem auf, nachdem er die schöne Irene von Spilimberg erblickt hat. Pietro Aretino, dem er zufällig Bedränger vom Leibe halten konnte, die den Spötter überfallen hatten, führt ihn im Hause von Irene's Großvater, dem venezianischen Patriarchen da Ponte, ein. Er kann Irene näher treten und findet sie umworben von ihrem Vetter, dem jungen Tasso, von dem venezianischen Edelmann Gradenigo und dem Spanier Caraffa. Er trifft in der Venezianer Gesellschaft weiter zu seiner Bestärkung den greisen Bischof von Torcello, den er einst im Sarccatal beraubt hatte und erhält Verzeihung. Er kann dem Bischof Sühne geben, da die Republik Venedig ihn in ihre Dienste nimmt und zum Seekrieg gegen die Uskokten schickt, die Torcello verwüsten haben. Vor dem Auszug wirbt er um Irene und wird abgewiesen, obwohl sie ihn eigentlich liebt. Im Troste gegen sich selbst verlobt sich Irene nach des Deutschen Weggang mit Gradenigo, kann das innerlich erzwungene Verhältnis aber nicht lange ertragen und flüchtet sich in Schutz und Lehre des alten Tizian, der gleichfalls eine Neigung für sie hegt. Während der Rodensteiner gegen die Uskokten kriegt, unternehmen seine alten Kriegsgenossen die Pilgerfahrt. Nach Venedig zurückgekehrt, findet der Held die Geliebte vertrieben. Welche Wendung es mit ihm schließlich genommen, wird nicht vollkommen deutlich. Aus I geht hervor, daß er auf dem Landfische eines Venezianer Freundes nach Irene's Tod sein „Venezianisches Gedendbuch“ niederschrieb; schließlich wollte ihn der Dichter, scheint es, in der Schlacht von Lepanto fallen lassen. Seine Aufzeichnungen aber sollte der deutsche Humanist Wigulens Storchbenn in die Heimat bringen, der als komische

Figur und Träger humoristischer Entwicklungen durch den Roman schreiten sollte.

Soweit die Handlung.

Wie nun der Ekkehard nicht so sehr historischer Roman, als vielmehr Erlebnisroman ist, so hätte auch „Irene von Spilimberg“ getränkt sein sollen vom Herzblut des Dichters. Der Held des Romans, Herr Siegfried von Rodenstein, war wiederum eine Selbstdarstellung Schefels, Irene aber hatte zum Vorbild des Dichters geliebte, künstlerisch hochbegabte Schwester Marie, deren früher Tod den Dichter der Kraft zur Fortführung des Werkes beraubte.

Aus jener Burg im Odenwald, schon aus dem Gaudeamus bekannt, sollte Herr Siegfried stammen. Die Gestalt aber ist freie Erfindung des Dichters. Müde der Studien, die er in Wittenberg betrieb, wird er Soldat und hat mancherlei politische Schicksale durchlebt, bevor er, bedrückt von der Frierissenheit, dem politischen Unglück Deutschlands, von tiefer Melancholie beschattet nach Italien zieht, um dort seine geistige Heimat zu suchen. . . . Wer Schefels frühe Lebenswege kennt, dem ist die Wesensähnlichkeit Siegfried von Rodensteins mit dem Dichter deutlich vor Augen.

Dort in Italien trifft er das Bild seiner Sehnsucht in Menschengestalt: Schönheit, Grazie, Geist und Kunst vereint in Irene. Zum Symbol hätte diese Liebe werden sollen der tiefen Liebe des Dichters zu Italien, bei all seiner stark bewußten Deutschtum.

Die beiden Hauptgestalten aber sollten nur den Mittelpunkt bilden eines weit ausgeführten Bildes blühenden Lebens im Venedig zur Zeit Tizians. In Venedig hatte Schefel als Maler Studien getrieben, auch als Historiker sich eifrig in die Schätze der Bibliothek vertieft. Künstler und Dichter vergangener großer Zeit sollten nun wieder aufleben, farbiger bewegt auf dem Hintergrund der bezaubernden Stadt. Und inmitten all dieses hohen Lebens hätte auch diesmal der Reiz echten Humors nicht gefehlt; Besonders um die Gestalt eines aus Deutschland stammenden Humanisten, Wigulens Storchbenn, sollte er mit köstlichen Einfällen spielen.

An Hand einiger Briefe, die zum Teil noch ungedruckt sind und ebenfalls im Schefel-Archiv verwahrt werden, belegt Panzer schließlich noch Entstehungsgeschichte und Abbruch des Werkes. Der früheste Hinweis findet sich in einem Brief des Dichters an seine Mutter, von 23. Juni 1855. In jener Zeit weilte Schefel, gemeinsam mit Anselm Feuerbach, zum zweiten Male in Italien. Unterbrochen durch Krankheit arbeitete Schefel erst zu Beginn des Jahres 1857 in München die Eingangskapitel aus, am 18. Februar dieses Jahres aber wurde Marie Schefel von der damals in München herrschenden Typhus-Epidemie hinweggerafft. Zwar berichtet A. v. Werner, der Dichter habe 1867/68 nochmals an die Fortführung des Werkes gedacht — ausgeführt wurde der Plan nicht mehr.

War es nun allein äußeres Verhängnis, das die Vollendung einer dem Ekkehard in der Größe des Planes weit überlegenen Dichtung unterband? Hätte nicht ebensogut dies Leid ein Werk zum Gedächtnis der teuren Toten gerade zur Reise bringen können? Der wahre Grund des zu frühen Endes lag im Innern des Dichters.

Ein seelischer Zwiepakt, der schon früh in Schefels Leben sichtbar wurde, schloß sich nicht, sondern klaste von Jahr zu Jahr weiter auf. Er lähmte die schöpferische Kraft des Dichters. „Hinter dem Vorhang rollte in peinvoll zwecklosem Mühen eine Tragödie ab, deren ergreifende Zeugnisse der Nachlaß bewahrt.“

Die meisterhaft klare und herzlich geschriebene Abhandlung Panzers ist die wissenschaftlich bedeutendste Bereicherung, die seit Jahren der Schefelliteratur zuteil wurde. Mag sie beitragen zur Vertiefung eines Urteils, das, noch immer des Dichters Bild fälschend, blind im Lande umläuft.

Sophia Steinwarz / Die stille Hochzeit

Folgende Begebenheit habe ich aus dem Munde eines alten Freundes gehört. Von seinen Jugenderlebnissen schien dies besonders tief und nachhaltig auf ihn gewirkt zu haben und ich versuche, es mit seinen eigenen Worten wiederzugeben:

Weiß der Himmel, wie ich in das tolle Treiben am Anfang meiner Studentenzeit hineingeriet! Sei es, daß damals in der Universitätsstadt G. eine besonders übermütige Gesellschaft sich zusammengefunden hatte, sei es, daß nach einer äußerst eingeengten Jugendzeit mein unterdrücktes Temperament sein Recht forderte — kurz und gut, wir haben damals arg über die Stränge geschlagen. Aber das Schicksal hat es gut mit mir gemeint, daß es mir noch zur rechten Zeit einen ernsten älteren Freund zuführte und mich so unmerklich und allmählich auf einen anderen Weg leitete. Ihm, an den ich immer mit Liebe zurückdenke, verdanke ich, daß ich mich damals nicht ganz verloren habe.

Noch sehe ich Walter deutlich vor mir, wie er in einer größeren Gesellschaft zum ersten Male auf mich zutrat (ich fürchte, ich hatte durch mein etwas lautes Gebaren seine Aufmerksamkeit erregt) der jugendliche Universitätslehrer, der in dem Ruf so außerordentlicher Gaben und Talente stand. Groß und blond, etwas vornübergebeugt, betrachtete er mich eindringlich mit seinen hellen, scharfen und doch gütigen Augen. Dabei erschien ein kaum merkbarer ironischer Zug um seinen Mund, als er so auf den Wild-

ling hernieder sah. Es lag darin eine Annahme und Kritik zugleich, die ich wohl verstand und die mir plötzlich beschämend zum Bewußtsein brachte, wieviel von mir noch verbesserungsbedürftig war. Wo Güte auf der einen und Bewunderung auf der anderen Seite sich entgegenkommen, da lernt man schnell und freudig. Während ich mich nun von all dem, was er mir in der Folge aus seiner geistigen und künstlerischen Reife und seiner großen Erfahrung bot, bereicherte und mein Inneres und Äußeres veredelte, ward mir nach und nach bewußt, daß ich ihn in einem Punkte wenigstens überlegen war: nämlich an Lebensmut.

Und dann hörte ich zufällig in einem engeren Kreis von Menschen eine Andeutung über sein Schicksal. Es ward der Name einer Frau genannt, die ihm entrückt war, auf die er aber nicht verzichten konnte, so daß alles Licht, das ihm sonst so überreich geschenkt war, zu verblasen schien vor diesem Verlust. Ich schenkte dem Gerede damals wenig Beachtung und hörte von ihm selbst nichts, was auf ein solches Erlebnis hindeutete, auch wenn die Rede auf ähnliche Schicksale kam. Doch glaubte ich, einen gewissen phantastischen Zug seines Wesens, der mir immer deutlicher ward, einen übergroßen Hang, sein Leben nach allen Richtungen hin auszubauen, auf den Schmerz zurückzuführen, den das Entschwinden des einen großen, ihn ausfüllenden und ans Leben bindenden Glückes immer in ihm wachhielt.

Doch ich greife vor. Mit welcher lebenswürdigem Frohsinn empfing er mich, als ich zum ersten Male seine Wohnung betreten durfte. Er führte mich von Raum zu Raum und freute sich an meinem Entzücken über alles, was er an schönen und wertvollen Dingen zusammengetragen hatte und liebevoll hegte. Im oberen Stockwerk lag das Atelier, angefüllt mit eigenen Studien und Bildern, daneben das Musikzimmer mit einem Konzertflügel in der Mitte und großen Schränken für Noten und Instrumenten aller Art. Ein ganzes kleines Orchester hatte er sich allmählich angeschafft, um jedes Instrument in seiner eigenen Klangwirkung zu studieren. — Ein schwacher Lichtschein nur fiel vom Atelier nebenan in den Raum. Walter setzte sich an den Flügel und spielte den ersten Satz der Mondscheinsonate. Ich hatte mich in einen entfernten Winkel zurückgezogen. Es war nicht nur ein außerordentliches Spiel, das mich ergriff, das seltsame Gefühl beschlich mein sonst so unbekümmertes Herz, als ob eine kleine unsichtbare Gemeinde aus dem Dunkel lauschte, als ob heimlich mit Blicken und Händen nach uns gegriffen werde. Der Bann ward erst gebrochen, als das elektrische Licht klar und nüchtern das Zimmer überstrahlte und mir meine sonderbare Träumerei ganz unverständlich schien. Wie besenert war ich aber, als er mir dann eine kostbare alte Geige reichte und ich mit ihm zusammen spielen durfte. Da wuchsen mir die Kräfte und wir fügten uns beim Musizieren trefflich zusammen. Diesen beglückenden Stunden folgten viele ähnliche; sie wurden ein unverlierbarer Gewinn für mein Leben. Bald gesellte sich noch ein Dritter mit seinem Cello zu uns, ein junger Vetter Walters, der sich soeben in der Stadt als Rechtsanwalt niedergelassen hatte. Leonhard und ich wurden bald gute Freunde und sind es bis heute geblieben.

Später am Abend pflegte Walter mich in einem kleinen Studienzimmer, das im unteren Stockwerk gelegen war, zu bewirten. Er schickte dann jede Bedienung fort und war selbst um mich aufs Freundlichste bemüht. Einmal fehlten einige Gläser auf dem Tisch und er wollte sie aus einem Schrank im Nebenzimmer holen. Dies war der einzige Raum, den ich noch nicht betreten hatte. Die Tür war offen geblieben und was ich drinnen in der kurzen Spanne Zeit sah, erkaunte mich aufs Höchste. Mein erster Blick fiel auf die gegenüberliegende Wand, von der schwerer dunkelroter Samt, wohl die Verkleidung einer Tür, bis zur Erde herabwallte. An Möbeln war nicht viel zu sehen, das Zimmer machte einen unbewohnten Eindruck. Aber da, in der Mitte des Raumes, was war das? — Ein richtiges „Tischlein-deck-dich“, als wenn es eben durch einen Zauberspruch aus dem Boden emporgestiegen sei: Schneeweißes Gebeck, glänzendes Kristall und Silber und leuchtende Blumen und Früchte. Als Walter zurückkehrte, begegnete er meinem starren, fragenden Blick und sagte ruhig: „Ich erwarte Gäste.“ — Sogleich ging er auf etwas anderes über, ich aber war einfüßig, denn es beschäftigte mich der Gedanke, wen er doch mit solcher Feierlichkeit in diesem abgelegenen Zimmer bewirten wollte. Und wann sollten diese Gäste kommen? Es war schon spät am Abend. Im Verlauf der nächsten Zeit sah ich ein paarmal bei ähnlichen Gelegenheiten noch die kleine festliche Tafel, ebenso glänzend und unberührt wie zuerst. Da dachte ich, das sei wohl eine sonderbare Laune meines Freundes und zerbrach mir nicht weiter den Kopf darüber. Bald aber sollte mein Interesse in eigenartiger Weise stärker erregt werden.

Eines Abends hatte ich mich bei meinem Besuch etwas verfrüht und fand die Tür zur Wohnung nur angelehnt. Gewiß war die Haushälterin für einen Augenblick in das obere Stockwerk gegangen. Ich klopfte an die Vorzimmertür und erhielt keine Antwort. So trat ich ins Studierzimmer. Auch hier war niemand, doch aus dem Nebenzimmer hörte ich Walters Stimme. In der Meinung, daß er sich mit einem Besucher unterhalte, näherte ich mich der halbgeöffneten Tür, um mich bemerklich zu machen. Aber wie angewurzelt blieb ich stehen und konnte einen Ruf des Staunens kaum unterdrücken. Der dunkle Vorhang, den ich für die Verkleidung einer Tür gehalten hatte, war zurückgezogen und enthüllte das lebensgroße Bild einer jungen Frau, deren ernster Liebreiz mich mit Entzücken erfüllte. Ein Meister mußte es gemalt haben, denn es war so lebensvoll wie das Leben selbst, wenn es einen Augenblick in einer schönen Form in völliger Ruhe verharrt. Um die Lippen der Frau lag ein zartes, seltsames Lächeln, aus ihren dunklen Augen sprachen Schwermut und Leidenschaft zugleich. Ich war wie verzaubert und wagte nicht, mich zu rühren.

Walter stand vor dem Bilde mit verschränkten Armen und schien leise mit ihm zu reden, doch konnte ich seine Worte nicht verstehen. Plötzlich erhob er die Stimme und sagte mit einem Ton so schmerzlich, daß er mir durch die Seele ging: „Lucrezia — Lucrezia.“

In der Verwirrung und Erregung taumelte ich und griff nach der Lehne eines Stuhles, der geräuschvoll zu Boden fiel. Walter schreckte aus seiner Versunkenheit auf, zeigte sich aber weder verwirrt noch verlegen, als er mich erblickte. Er zog die schweren Vorhänge vor dem Bilde zusammen und begrüßte mich wie immer. Seine Ruhe gab auch mir schnell meine Fassung wieder. Er erklärte nichts und kam mit keinem Wort auf den Vorfall zurück. Ich aber, bewegt und beunruhigt von seinem Schicksal, entschloß mich endlich, Leonhard um Aufschluß über die seltsamen Vorkommnisse im Hause unseres Freundes zu bitten. Er kam mir mit Vertrauen entgegen und teilte mir mit, was er wußte:

Walter habe nach einigen trüben Erfahrungen und Enttäuschungen vor etlichen Jahren in Rom ein junges Mädchen aus

vornehmer Familie kennen gelernt, das ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche bedeutete. Sie erwiderte innig seine Zuneigung und nichts stand ihrer Vereinigung im Wege als der Widerstand der Eltern, die ihre Tochter einem jungen Manne aus befreundeter Familie versprochen hatten. Lucrezias inständige Bitten erreichten wohl Ausschub und schließlich Aufhebung des Verlobnisses, nie aber hätten die Eltern in eine Heirat mit Walter gewilligt, so sehr sie ihn persönlich schätzten, ja liebten. Vor allem fürchteten sie wohl die offene Feindschaft jener andern einflußreichen Familie. Zur Flucht, der einzigen Rettung aus ihrer trüben Lage, fühlte Lucrezia nicht die Kraft, zu tief war sie in Sippe und Heimat verwurzelt. — Die Liebenden konnten sich keine Nachricht geben, nur förmliche Briefe wurden von Zeit zu Zeit mit der Familie gewechselt. Doch schienen die beiden sich innerlich so verwandt zu sein, daß keine Zeit und Entfernung vermocht hätte, sie zu trennen. Es sei, wie wenn ein geheimes Einverständnis zwischen ihnen bestünde. Das Bild, das ein namhafter Künstler in Rom im geheimen für unseren Freund gemalt habe, sei das einzige sichtbare Zeichen von ihr, die in ihrer Person ihm Schönheit und Leben verkörpert hatte. — Walter sei aber fest überzeugt, daß Lucrezia eines Tages, wenn sie frei geworden, zu ihm eilen werde. In jeder Zeit sollte alles bereit sein, um sie würdig zu empfangen. Dieser Glaube habe sich allmählich fast bis zu einer Wahnbildung gesteigert. Für sie stehe immer die festliche kleine Tafel bereit, wie ein Altar, auf dem das Schönste an Früchten und Blumen ihr geweiht sei.

Leonhard und ich teilten uns unsere Beobachtungen mit und es konnte uns nicht entgehen, wie gedrückt Walter schien, sich veränderte, und sich schon in seinem Neuzug ein körperlicher Verfall zeigte. Von dieser tiefen Beunruhigung wurden wir indessen durch ihn selbst befreit, als er uns eines Tages den Entschluß mitteilte, sein Lehramt für eine Weile niederzulegen und einen Winter in Rom zu verbringen. Es mußte ihm wohl plötzlich die bestimmte Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche gekommen sein. Wie waren wir überrascht und froh, wie hofften wir im Stillen mit ihm und freuten uns über sein kommendes Glück. — Walter traf die Reisevorbereitungen und war heiterer und lebendiger wie seit langer Zeit. Da fiel plötzlich der Kollege, der ihn in seiner Abwesenheit hätte vertreten sollen, einem Unglücksfall zum Opfer. Er konnte seinen Wirkungskreis nicht verlassen, und die Reise mußte verschoben werden. Ich glaube, daß er von diesem Mißlingen sich damals kaum schwerer getroffen fühlte, als wir, seine Getreuen.

Dann kam für mich eine stille Zeit. Ich stand vor einem Examen, war ganz in mein Studium vertieft und hörte länger nichts von meinen Freunden. An einem frühen Wintermorgen aber, es war der 22. Februar, stürzte Leonhard mit verstörtem Mienen in mein Zimmer, und kaum konnte ich seinen zusammenhanglosen Worten entnehmen, daß unser Freund in der verfloßenen Nacht plötzlich verschieden sei. Ein Herzschlag hatte wohl seinem Leben ein Ende bereitet. Als wir etwas ruhiger geworden waren, suchten wir ihn auf. Er lag noch, wie man ihn gefunden hatte, in dem kleinen Zimmer, als er vor dem Bild Lucrezias zusammengebrochen war, die Faust auf ihn herniederlächelte. Friedlich ruhte er zu ihren Füßen, den Kopf zur Seite geneigt, wie ein Schlafender. Durchs Fenster schien die bleiche Winter-sonne, glitt über ihn hinweg und spiegelte sich in dem Kristall der Tafel, deren Geräte verschoben waren, als hätten soeben trübliche Gäste das Mahl verlassen. Durch eine Notiz, die man in Walters Briefstasche gefunden hatte, war Leonhard zum Testamentsvollstrecker ernannt. Ich unterstützte ihn bei seiner mannigfachen Arbeit und es war gut für uns beide, daß die Pflichten unser ganzes Denken in Anspruch nahm. Bald darauf drangen allerhand Gerüchte bis in unser stilles Zimmer. Zunächst wohnende Familien versicherten, sie hätten in der Todesnacht Walters in seiner Wohnung sprechen hören; man habe deutlich eine Männer- und eine Frauenstimme unterschieden. Kurze Zeit sei auch eine leise Musik erklingen. Diese Behauptungen erwiesen sich als unhaltbar, denn der Portier sagte uns mit Bestimmtheit, daß er den Herrn damals allein habe nach Hause kommen sehen und auch später seien keine Besucher mehr eingelassen worden.

Ein paar Tage nach dem Begräbnis waren wir an dem großen Schreibtisch mit dem Ordnen von Schriftstücken beschäftigt. Beim Heranziehen der Schreibplatte fiel ein offener Brief heraus, in italienischer Sprache, es waren Walters Schriftzüge; nur ein paar kurze, stammelnde Worte, an die ferne Lucrezia gerichtet, von Todesahnung und Abschiedsschmerz erfüllt und mitten im Satz jääh abgerissen. Der Schreiber war unterbrochen worden und dann hatte ihn der Tod überrascht. Wir beratschlagten noch, ob es wohl richtig sei, Lucrezia den letzten Gruß ihres Freundes, das unfertige und ungeschlossene Schreiben zu übersenden — da klingelte es draußen. Leonhard ging hinaus und kehrte bald mit ein paar Zeitungen und Briefen zurück. Ein großes schwarzerändertes Kuvert mit ausländischen Marken fiel uns in die Augen. Er öffnete es zuerst, überflog den Inhalt und reichte mir das Blatt mit zitternder Hand. Es enthielt die Nachricht, daß die Contessa Lucrezia S. . . . ini in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar in Rom nach kurzer Krankheit sanft entschlafen sei.

Lucrezia war zu ihrem Freund gekommen. Hand in Hand hatten sie das dunkle Tor durchschritten, auf dessen Schwelle Geschwisterseelen, die sich auf der langen Wanderschaft verloren, ihre fremde Hülle abwerfen und sich staunend wiederfinden.